

BERNARD SHAW



GESAMMELTE
WERKE

Gesammelte Werke

Cashel Byrons Beruf

Einleitung

I.

II.

III.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Der Amateur-Sozialist

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebentes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Fünfzehntes Kapitel](#)
[Sechzehntes Kapitel](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)
[Achtzehntes Kapitel](#)

[Künstlerliebe](#)

[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebentes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Fünfzehntes Kapitel](#)
[Sechzehntes Kapitel](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)

Achtzehntes Kapitel

Die törichte Heirat

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebentes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

Einundzwanzigstes Kapitel

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der gesunde Menschenverstand im Krieg

[Vorwort]

Der Tag des Gerichts

Alles Junker

Was ist ein Militarist?

Sechs von den diesen, ein halb Dutzend von den andern

General von Bernhardi

[Militärische Kurzsichtigkeit](#)
[Nichts gelernt, alles vergessen](#)
[Eine andere falsche Wissenschaft](#)
[Sind wir Heuchler?](#)
[Unsere Denkfaulheit](#)
[Diplomatische Geschichte des Krieges](#)
[Der enthüllte Angriff](#)
[Nummer 123.](#)
[Wie die Nation es aufnahm](#)
[Mr. H. G. Wells hißt die Landesflagge](#)
[Heikle Stellung von Mr. Asquith](#)
[Die Notwendigkeit der Beschuldigung](#)
[Was Deutschland getan haben sollte](#)
[Die Achillesferse des Militarismus](#)
[Unsere eigene wirkliche Stellung](#)
[Die deutsche Verteidigung gegen unsere Anklage](#)
[Die erste Strafe für Unredlichkeit](#)
[Der Blanko-Check](#)
[Belgien gekreuzigt zwischen den europäischen Mächten](#)
[Das Geheimnis auf Kosten der Bereitschaft](#)
[Rekrutierung](#)
[Was die Arbeiterpartei der Armee schuldet](#)
[Veraltete Eidesleistung in der Armee](#)
[Der Almosenbetrieb für das Heer](#)
[Verlangt: Arbeitervertretung im Kriegsamt](#)
[Die vier Impfungen](#)
[Der Hunger als Köder des Kriegsamts](#)
[Trügerische Versprechungen](#)
[Die Angst vor Streitfragen](#)
[Natürliche Grenzen der Kriegsdauer](#)
[Die Stellungnahme der Tapferen](#)
[Die unwürdige Stellungnahme grausamer Angst](#)

[Die Stellungnahme der Geschäftsleute](#)
[Rachsüchtige Schadenansprüche](#)
[Unsere Vernichter](#)
[Warum nicht die deutschen Frauen töten?](#)
[Die einfache Antwort](#)
[Die vernünftigen Leute](#)
[Die deutsche Einheit unverletzlich](#)
[Die Grenzen der Einmischung in die Verfassung](#)
[Heile dich selbst](#)
[Die Hegemonie des Friedens](#)
[Osten ist Osten und Westen ist Westen](#)
[Die russischen Russen und ihre preußischen Zare](#)
[Die Austreibung des Kapitals](#)
[Die rote und die schwarze Fahne](#)
[Eine Friedensliga](#)
[Die kleineren Staaten](#)
[Die Ansprüche Belgiens](#)
[Der Generalstreik gegen den Krieg](#)
[Der Wahn von der Abrüstung](#)
[Amerikas Beispiel: Krieg nach Jahresfrist](#)
[Das Verlangen nach Sicherheiten](#)
[Die einzige wirkliche Weltgefahr](#)
[Die Kirche und der Krieg](#)
[Der Tod von Jaurès](#)
[Sozialismus allein bewahrt Haltung](#)
[Uneinig unter uns selbst](#)
[Reims](#)
[Das Verhängnis des Ruhmgierigen](#)
[Der Kaiser](#)
[Rekapitulation](#)

[Impressum](#)

Cashel Byrons Beruf

Einleitung

I.

Moncrief House, Panley Common, höhere Lehranstalt für Söhne guter Familien etc.

Von den Hinterfenstern von Moncrief House gesehen ist Panley Common ein mit Gras, Ginster und Binsen bewachsenes Stück Land, das sich dem westlichen Horizont zu flach ausdehnt.

An einem feuchten Frühlingsnachmittag war der Himmel mit abgerissenem Gewölk bedeckt; die breiten Schatten der Wolken zogen über das Wiesenland; die grünen Flecke und der gelbe Ginster traten glänzend an den sonnenbeschiedenen Stellen hervor. Die nach Norden zu gelegenen Hügel wurden von einem heftigen Regenschauer verdunkelt, dessen Spuren auf dem Schieferdach des Schulgebäudes noch trockneten. Es war ein viereckiges weißes Haus, früher der Landsitz eines vornehmen Herrn. Davor breitete sich ein gutgehaltener Rasen mit einigen wenigen geklippten Stechpalmen aus: auf der Rückseite die [unleserlich, Druckfehler te] ein viertel Morgen Landes zum Spielplatz für die Knaben. Zu gewissen Stunden vermochten Spaziergänger auf der Wiese innerhalb der Umfriedigungsmauer das Durcheinander von Stimmen und laufenden

Schritten zu vernehmen. Zuweilen auch, wenn diese Spaziergänger noch im Knabenalter standen, kletterten sie wohl auf die Mauerkrone und erblickten dann auf der anderen Seite ein völlig nackt und braun getrampeltes Stück Wiese mit einigen Quadratmetern Beton, die aber derartig durchlöchert waren, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung einer Kegel- und Kugelbahn kaum mehr zu genügen vermochten, ferner einen langen Schuppen, eine Pumpe, eine durch unzählige eingekerbte Inschriften entstellte Tür, die Hinterfront des Hauses, die sich in noch viel üblerem Zustande befand als die Vorderseite – und an die fünfzig Knaben mit kurzen Jacken und breiten umgeschlagenen Kragen. So oft die fünfzig Knaben einen jungen Unbekannten auf der Mauer erblickten, rannten sie mit wüstem Gejohle zu der Stelle; sie überschütteten ihn mit allerhand Schimpfworten und Herausforderungen; schließlich vertrieben sie ihn mit einer Salve von Erdklumpen, Steinen, Brotstücken und ähnlichen Geschossen, wie sie ihnen gerade in die Hände gerieten.

An diesem regnerischen Frühlingsnachmittag hielt ein Coupé vor der Tür von Moncrief House. Der in seinen weißen Gummirock gehüllte Kutscher suchte die Spuren des letzten Regenschauers abzuschütteln. Drinnen im Hause, im Empfangszimmer, unterhielt sich Doktor Moncrief mit einer stattlichen, ungefähr fünfunddreißigjährigen Dame in eleganter Kleidung und von verbindlichem Wesen. Sie war in jeglicher Hinsicht schön zu nennen – mit Ausnahme ihres Teints, dem es an der nötigen Frische gebrach.

»Leider keinerlei Fortschritte,« bemerkte der Doktor.

»Das ist eine schwere Enttäuschung,« entgegnete die Dame stirnrunzelnd.

»Ihre Enttäuschung ist über alle Maßen erklärlich,« erwiderte Moncrief, »Ich möchte Ihnen allen Ernstes anraten, den Erfolg abzuwarten, falls Sie ihn in einem anderen Institut ...« Der Doktor hielt inne.

Ein berückendes Lächeln glitt über die Züge der Dame; mit einer geradezu bezaubernden Gebärde des Protestes hielt sie die Hand in die Höhe.

»Aber nein, aber nein, Herr Doktor!« sagte sie. »Meine Enttäuschung hat mit Ihnen gar nichts zu tun. Dafür bin ich aber um so ärgerlicher auf Cashel, weil ich weiß, daß es nur seine eigene Schuld ist, wenn er bei Ihnen keine Fortschritte macht. Ihn hier fortzunehmen – nein, das steht ganz außer Frage! Ich hätte keinen Augenblick der Ruhe, wenn er Ihrer Aufsicht entzogen wäre. Ehe ich heute weggehe, will ich ein ernstliches Wort mit ihm über sein Betragen reden. Und Sie – Sie werden es noch einmal mit ihm versuchen, nicht wahr?«

»Gewiß, mit dem größten Vergnügen,« entgegnete der Doktor, indem er sich mit einem unzulänglichen Höflichkeitsversuch selbst in Verwirrung brachte. »Er kann so lange bleiben, wie es Ihnen paßt. Aber –« der Doktor wurde wieder ernst – »aber Sie können ihm die Wichtigkeit angestrenzter Arbeit gerade in diesen Jahren nicht genug zu Gemüte führen; wir dürfen sie als den Angelpunkt seiner späteren Laufbahn als Student bezeichnen. Er zählt jetzt fast siebzehn Jahre; und er zeigt so wenig Neigung zum Lernen, daß ich fast zweifeln muß, ob er irgend eins der zum Eintritt in die Universität nötigen Examina wird bestehen können. Wahrscheinlich wünschen Sie doch, daß er sich graduieren lassen soll, ehe er einen bestimmten Beruf wählt?«

»Allerdings, allerdings,« entgegnete die Dame etwas unbestimmt, weil sie offenbar mehr in großen Umrissen der Bemerkung des Doktors zustimmte, als eine eigene Überzeugung zum Ausdruck brachte. »Welchen Beruf würden Sie ihm denn anraten? Sie kennen dergleichen ja weit besser als ich.«

»Hm, hm!« meinte Doktor Moncrief etwas verlegen. »Das hängt in gewissem Maße von seiner eigenen Neigung ab.«

»Ganz und gar nicht,« unterbrach ihn die Dame. »Was weiß denn der arme Junge von der Welt? Seine eigene Geschmacksrichtung würde ihn sicherlich zu irgend etwas Albernem und Lächerlichem führen. Wahrscheinlich möchte er zur Bühne gehen – wie ich.«

»So, so? Sie würden also irgendeine Neigung dieser Art nicht unterstützen?«

»Ganz entschieden nicht! Ich hoffe auch, daß er sich nicht mit solchen Gedanken trägt.«

»Nicht, daß ich wüßte. Er zeigt so wenig Ehrgeiz, sich in irgendeinem Fach hervorzutun, daß ich es für das beste halten muß, wenn seine Berufswahl von seinen Eltern bestimmt wird. Ich weiß allerdings nicht, ob seine Verwandtschaft irgend welchen Einfluß besitzt, der ihm von Nutzen sein könnte. Hierin liegt oft einer der Hauptgesichtspunkte, die ins Auge gefaßt werden müssen – besonders in eigenartigen Fällen, wie die Ihres Sohnes, bei dem keinerlei besondere Begabung zutage tritt.«

»Ich bin die einzige Verwandte, die der arme Bengel besitzt,« meinte die Dame mit einem vielsagenden Lächeln. Als sie dann in den Zügen des Doktors einen Ausdruck des Erstaunens bemerkte, fügte sie schnell hinzu: »Sie sind alle tot!«

»Ach, du lieber Gott!«

»Indessen,« fuhr sie fort, »indessen zweifle ich nicht, daß ich ihm das Interesse zahlreicher Persönlichkeiten zuwenden könnte. Nur halte ich es heutzutage für schwierig, irgend etwas ohne solche Prüfungen, wie sie zur Erwerbung von Beamtenstellen berechtigen, zu erreichen. Arbeiten muß er unter allen Umständen. Und wenn er faul ist, so muß er bestraft werden.«

Der Doktor machte ein etwas verwirrtes Gesicht. »Die Dinge liegen nämlich so,« sagte er, »daß Ihr Sohn kaum länger als Kind behandelt werden kann. In seinen Gewohnheiten und Ideen ist er allerdings noch ganz Kind; physisch aber entwickelt er sich auffallend schnell zu einem Jüngling. Dieser Umstand bringt mich auf einen zweiten Punkt, über den ich Sie mit ihm ein ernstes Wort zu reden bitte. Ich muß erwähnen, daß er sich unter seinen Schulkameraden eine Art Ruf als Athlet erworben hat. In gewissen Grenzen lege ich körperlichen Übungen keinerlei Beschränkung auf: sie bilden einen anerkannten Bestandteil unseres Erziehungssystems. Leider muß ich aber bemerken, daß Cashel sich jener Neigung zu Gewalttätigkeiten nicht entziehen kann, die zuweilen die Folgeerscheinung einer ungewöhnlichen Körperkraft und Geschicklichkeit ist. Er hat sich tatsächlich vor einigen Monaten mit einem der jungen Leute aus dem Dorf in der Hauptstraße von Panley regelrecht geboxt. Ich habe das gehört – allerdings kam mir die Sache nicht gleich zu Ohren. Kurz darauf hat er sich eine noch weit schwerere Ausschreitung zuschulden kommen lassen. Er erhielt von mir mit einem seiner Kameraden die Erlaubnis zu einem Spaziergang nach Panley Abbey; hinterher brachte ich dann heraus, daß ihr eigentlicher Zweck darin bestand, einem Preisboxen beizuwohnen, das – natürlich unerlaubt – hier in der Nähe stattfand. Ganz abgesehen von ihrer Täuschung, scheint mir die Geschmacksrichtung, die die beiden Jungen hierdurch an den Tag legen, im höchsten Grade gefährlich. Ich sah mich veranlaßt, sie mit einer schweren Strafe zu belegen und ihnen für sechs Wochen Hausarrest zu diktieren. Ich gehöre nun nicht zu den Leuten, die der Ansicht frönen, daß mit der Bestrafung eines Knaben in solchen Fällen alles getan ist. Wo es sich darum handelt, angeborene Rauflust zu mildern, da halte ich große Stücke vom mütterlichen Einfluß.«

»Ich fürchte, er macht sich gar nichts aus dem, was ich ihm sage,« meinte die Dame mit lebenswürdiger Miene; es schien, als ob sie den Doktor in

einer Angelegenheit, die ihn in erster Linie persönlich anging, aufrichtig bemitleide. »Gewiß, ich werde mit ihm darüber sprechen. Raufboldigkeit ist eine unerträgliche Angewohnheit. Seine Familie väterlicherseits hat sich ihr Lebtag gerauft – und sie haben niemals irgend etwas Brauchbares in der Welt zustande gebracht.«

»Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie sich ihn also einmal vornehmen wollten. Wie gesagt – es handelt sich um drei Punkte: die Notwendigkeit größerer – viel größerer – Aufmerksamkeit beim Lernen; eine Ermahnung wegen seines groben Wesens; und der Versuch, ihn auf seine spätere Berufswahl hin zu befragen. Ich stimme vollkommen mit Ihnen darüber ein, wenn Sie seinen Ideen über diesen letzten Punkt einstweilen noch keine allzugroße Bedeutung beimessen. Und doch kann eine knabenhafte Liebhaberei eine gewichtige Rolle spielen, wenn die Tatkraft eines jungen Menschen erwacht.«

»Ganz richtig,« stimmte die Dame zu. »Ich werde mich bemühen, ihm eine richtige Standrede zu halten.«

Der Doktor sah sie etwas mißtrauisch an; vielleicht dachte er, daß sie selbst eine Standrede über ihre Mutterpflichten besser brauchen könnte. Doch wagte er keine Andeutung dieses Sinnes; er zweifelte an der Nützlichkeit eines solchen Wagnisses, insofern er in dem Vorurteil lebte, daß Schauspielerinnen an tatsächlichem und natürlichem Gefühl Mangel litten. Er fürchtete auch, daß die Geschichte mit ihrem Sohn sie zu langweilen begann. Und dann noch eins: wenn er auch ein Doktor der Gottesgelahrtheit war, so sträubte er sich doch wie alle anderen Männer dagegen, von einer hübschen Frau eines Mangels an Geschicklichkeit überführt zu werden. Er zog es vor, zu läuten und das Dienstmädchen anzuweisen, Cashel Byron ins Empfangszimmer zu schicken.

Bald darauf ward unterhalb eine Tür geöffnet, und fernes Stimmengewirr ließ sich vernehmen. Der Doktor wurde unruhig und versuchte sich etwas auszudenken, was er hätte sagen können; seine Erfindungsgabe ließ ihn aber im Stich: er saß schweigend da, während die unartikulierten Rufe zu lautem Geschrei anschwellen. Schließlich wurde ein markerschütterndes Geheul des Wortes Ma-a-ma-a-a hörbar, womit offenbar die Aufforderung zu Byrons Erscheinen im Empfangszimmer eine Erklärung finden sollte. Der Doktor errötete bis unter die Haarwurzeln; Mrs. Byron lächelte. Dann fiel die Tür unten zu und schloß somit das tumultuarische Geräusch ab; auf der Treppe ließen sich Schritte vernehmen.

»Komm herein!« rief der Doktor ermutigend.

Cashel Byron erschien errötend in der Tür; er schritt etwas ungelentk zu seiner Mutter hinüber; dann drückte er gleichsam einen Kuß auf den kritischen Ausdruck, der sich, während sie sein Aussehen prüfte, auf den ihm zugewandten Zügen ausprägte. Da er erst siebzehn Jahre alt war, hatte er dem Küssen noch keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermocht. In höchst ungeschickter Weise jagte er Mrs. Byron infolge eines Zusammenstoßes ihrer beider Zähne einen Schrecken ein. Da er sich eines Mißerfolges bewußt wurde, richtete er sich auf und suchte seine über alle Maßen schmutzigen Hände in den etwas knappen Falten seiner Jacke zu verbergen. Er war ein gut gewachsener Junge mit starkem Nacken, kräftigen Schultern und kurzem, kastanienbraunem Haar, das sich in kleinen Locken eng an den Kopf schmiegte. Er hatte blaue Augen und zeigte einen Ausdruck knabenhafter Gutmütigkeit, die indessen keineswegs die Gewähr für ein sanftes Temperament erbrachte.

»Wie geht es dir, Cashel?« fragte Mrs. Byron mit königlicher Herablassung, als sie ihn längere Zeit prüfend betrachtet hatte.

»Danke, sehr gut,« entgegnete er grinsend, indem er ihren Blicken auszuweichen suchte.

»Setz dich, Byron!« befahl der Doktor.

Byron hatte offenbar plötzlich vergessen, wie er sich hinsetzen sollte, und er sah unentschlossen von einem Stuhl zum andern hinüber. Der Doktor entschuldigte sich mit einigen kurzen Worten und verließ zur großen Erleichterung seines Schülers das Zimmer.

»Du bist sehr gewachsen, Cashel. Ich fürchte, du bist auch sehr unmanierlich.«

Cashel errötete wieder und machte ein finsternes Gesicht.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich mit dir anfangen soll,« begann Mrs. Byron von neuem. »Doktor Moncrief erzählt mir, du wärst sehr faul und rauflostig.«

»Das bin ich nicht,« entgegnete Cashel verdrossen.

»Das kommt nur daher, weil ...«

»Es hat gar keinen Zweck, wenn du mir in dieser Weise widersprichst,« unterbrach Mrs. Byron scharf. »Ich bin sicher, daß alles, was Doktor Moncrief sagt, sich auch so verhält.«

»Ach, er sagt immer ein und dasselbe,« meinte Cashel in klagendem Tone. »Latein und Griechisch kann ich nicht lernen – und ich sehe auch gar nicht den Nutzen davon ein. Ich arbeite ebensoviel wie irgendeiner von den andern – die paar regelrechten Büffler und Streber vielleicht ausgenommen. Und was das mit meiner Rüdigkeit sein soll – so kommt das nur daher, weil ich eines Tages mal mit Gully Molesworth aus war –

und da standen eine Masse Menschen auf der Wiese – und als wir hingingen und nachsahen, was da los war, da waren es zwei Männer, die miteinander boxten. Das ist doch nicht unsere Schuld, wenn sie da geboxt haben!«

»Ja, ja – ich kann mir schon denken, daß du mindestens fünfzig Entschuldigungen hast, Cashel. Boxen und Raufen gestatte ich aber auf keinen Fall! Und du mußt viel fleißiger sein. Denkst du denn jemals daran, wie schwer ich zu arbeiten habe, damit ich Doktor Moncrief hundertundzwanzig Pfund jährlich für dich zahlen kann?«

»Ich arbeite soviel, wie ich kann! Der olle Moncrief bildet sich ein, daß einer von morgens bis abends nichts anderes tun soll, als lateinische Verse schreiben. Tatham, den der Doktor für so ein großes Licht hält, der übersetzt immer mit einer Eselsbrücke. Wenn ich eine Eselsbrücke hätte, dann könnte ich ebenso gut übersetzen – wahrscheinlich noch viel besser.«

»Du bist sehr faul, Cashel; das weiß ich ganz bestimmt. Es ist wirklich sehr ärgerlich, wenn man jedes Jahr für nichts und wieder nichts soviel Geld aus dem Fenster werfen soll. Und außerdem, du mußt doch nächstens auch an einen Beruf denken.«

»Ich trete in die Armee ein,« entgegnete Cashel. »Das ist der einzig anständige Beruf für einen Gentleman.«

Mrs. Byron starrte ihn an, als ob sie sich über seine Vermessenheit nicht zu fassen vermöchte; doch tat sie sich Zwang an und beschränkte sich auf folgende Worte:

»Ich fürchte, du wirst dir einen etwas weniger kostspieligen Beruf aussuchen müssen. Außerdem müßtest du auch eine Prüfung bestehen,

um in die Armee eintreten zu können. Und wie willst du das fertig bringen ohne zu lernen?»

»Ach, wenn es erst soweit ist, dann werde ich das schon alles besorgen.«

»Lieber, lieber Himmel! Du fängst jetzt an, dich so fürchterlich ordinär auszudrücken, Cashel. Und was habe ich mir zu Hause für Mühe mit dir gegeben!«

»Ich spreche ganz genau so wie andere Leute,« entgegnete er verbissen. »Ich sehe den Zweck gar nicht ein, wenn man sich wegen jeder Silbe so furchtbar anstellt. Früher mußte ich wegen meiner Sprechweise Hohn und Spott über mich ergehen lassen. Du kannst dir doch denken, daß die Jungens hier über dich ganz genau Bescheid wissen.«

»Über mich Bescheid wissen?« wiederholte Mrs. Byron mit fragendem Blick.

»Darüber, daß du an der Bühne bist, meine ich,« ergänzte Cashel. »Du beklagst dich, weil ich rüdig bin? Ich kann dir sagen, ich hätte keine guten Tage, wenn ich einigen von ihnen das Verulken nicht ausbleute.«

Mrs. Byron lächelte halb zweifelnd vor sich hin und schien eine Weile lang schweigend mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Dann erhob sie sich und sagte mit einem Blick auf das Wetter draußen: »Ich muß jetzt gehen, Cashel – ehe es wieder zu regnen beginnt. Ich bitte dich also, versuche etwas zu lernen und deine Manieren abzuschleifen. Bedenke doch, daß du bald nach Cambridge sollst.«

»Nach Cambridge?« rief Cashel voll Erregung. »Wann, Mama? Wann?«

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls fürs erste nicht. Sobald Doktor Moncrief sagt, daß du genügend vorbereitet bist.«

»Ach, das kann noch lange dauern,« entgegnete Cashel, dessen ganze Freude bei ihrer Antwort verschwunden zu sein schien. »Hundertzwanzig Pfund jährlich wird er sich nicht so bald an der Nase vorbei gehen lassen. Den langen Inglis hat er hier festgehalten, bis er über zwanzig Jahre alt war. Höre mal, Mama: kann ich nicht zu Ende dieses Halbjahres schon gehen? Ich weiß bestimmt, ich könnte in Cambridge mehr leisten als hier.«

»Unsinn!« entgegnete Mrs. Byron entschlossen. »Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, dich vor Ablauf der nächsten anderthalb Jahre hier nicht wegzunehmen – und auch dann nur, wenn du ordentlich arbeitest. Jetzt murre nicht Cashel! Du machst mich damit über alle Maßen ärgerlich. Es tut mir leid, daß ich Cambridge überhaupt erwähnt habe.«

»Na, dann möchte ich lieber in irgendeine andere Schule kommen,« entgegnete Cashel wehmütig. »Der olle Moncrief hat es so fürchterlich auf mich abgesehen.«

»Du willst nur deshalb weg, weil du hier arbeiten sollst. Und das ist gerade der Grund, warum ich dein Hierbleiben wünsche.«

Cashel antwortete nicht; nur seine Züge verdüsterten sich unheilvoll.

»Ich habe dem Doktor, ehe ich gehe, noch ein paar Worte zu sagen,« fügte sie hinzu, indem sie von neuem Platz nahm. »Du kannst jetzt wieder spielen gehen. Adieu Cashel!« Sie hielt ihm ihr Gesicht abermals zum Kuß hin.

»Adieu,« wiederholte Cashel hastig, indem er sich zur Tür wandte und sich den Anschein gab, als ob er ihre Bewegung nicht bemerkt hätte.

»Cashel!« rief sie mit emphatischer Verwunderung. »Du bist doch nicht etwa trotzig?«

»Nein,« entgegnete er voller Ärger, »ich habe doch nichts gesagt! Ich fürchte eben, meine Manieren sind nicht gut genug. Es tut mir ja sehr leid – aber ich kann mir nicht helfen.«

»Na, meinetwegen,« entgegnete Mrs. Byron mit Festigkeit. »Du kannst gehen. Ich bin aber sehr unzufrieden mit dir.«

Cashel verließ das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Am untern Treppenabsatz wurde er von einem Knaben aufgehalten, der ungefähr ein Jahr jünger war und ihn jetzt mit einer neugierigen Frage anredete:

»Wieviel hat sie dir gegeben?« flüsterte er.

»Keinen roten Heller,« entgegnete Cashel zähneknirschend.

»Was du sagst?« rief der andere mit aufrichtiger Enttäuschung. »Das ist scheußlich filzig von ihr.«

»Sie ist so filzig, wie man es nur sein kann,« setzte Cashel hinzu. »Nur der olle Affe von Moncrief ist schuld daran. Er hat ihr die Jacke über mich vollgelogen. Sie ist ganz genau so viel wert wie er. Weißt du was, Gully, ich kann meine Mutter nicht ausstehen.«

»Na, laß nur gut sein,« meinte Gully, etwas unangenehm berührt, »das ist wohl ein bißchen zuviel gesagt, alter Junge. Auf alle Fälle aber – sie hätte schon etwas springen lassen können.«

»Ich weiß nicht, was du vorhast, Gully – ich gehe auf alle Fälle durch. Wenn sie sich einbildet, daß ich für die nächsten zwei Jahre hier festsitzen werde – dann ist sie schön auf dem Holzwege.«

»Das wäre eigentlich ein riesiger Spaß, durchzugehen,« meinte Gully kichernd. »Aber weißt du,« setzte er in ernsterem Tone hinzu, »wenn du es

wirklich so meinst – Donnerwetter ja, dann komme ich mit. Wilson hat mir gerade tausend Zeilen Strafarbeit aufgegeben – der Teufel soll mich holen, wenn ich sie ihm mache.«

»Gully,« meinte Cashel, während sich seine Brauen herniedersenkten und mit einem fast abstoßenden Ausdruck in dieser Lage verblieben, »ich möchte es nur ein einziges Mal sehen, wenn einer von den Kerls, die wir draußen auf der Wiese getroffen haben, auf den Doktor losginge – einmal so richtig zwischen den Seilen, weißt du?«

Gully lief das Wasser im Munde zusammen.

»Ja, da hast du recht,« flüsterte er mit verhaltenem Atem. »Besonders der eine Kerl, den sie Flibber nannten. Nur eine einzige Runde – damit hätte das alte Ungeheuer genug! Laß uns jetzt nur lieber auf den Spielplatz hinausgehen. Wenn sie mich hier erwischen, dann kriege ich's wieder.«

II.

Während der folgenden Nacht kämpfte sich gerade genug Licht durch das Gewölk, um Panley Common wie eine schwarze Masse erscheinen zu lassen, von deren hellsten Tönungen ein Stück Ebenholz sich bleich abgehoben hätte. Kein menschliches Wesen regte sich auf einer Meile im Umkreis von Moncrief House, dessen Schornsteine auf der dem Monde zugekehrten Seite geisterhaft weiß erschienen und lange Schatten auf das silbergraue Schieferdach warfen.

Die Stille war gerade durch das Schlagen einer fernen Turmuhr unterbrochen worden, die eine Viertelstunde nach Mitternacht angab, als ein Kopf aus dem Dunkel einer der Schornsteinschatten hervortauchte.

Dieser Kopf gehörte einem Knaben, dessen Körper sich bald darauf durch eine offene Dachluke wand. Sobald er seine Schultern hindurchgebracht hatte, drehte er sich mit dem Gesicht nach oben um; dann ergriff er den kleinen Fenstergiebel, in den die Luke eingelassen war, zog sich schließlich ganz heraus und schlich sich verstohlen bis an die Brustwehr hinunter; ein zweiter Knabe folgte ihm auf dem Fuß.

Die Tür von Moncrief House befand sich an der linken Seite der Vorderfront und wurde von einem mächtigen Bogen überdacht, dessen obere Seite abgeflacht war und als Balkon benutzt werden konnte. Eine Mauer in derselben Höhe wie dieser Torbogen verband die Hausfront mit der Umfriedigungsmauer und bildete einen Teil der Einfassung des Obstgartens, der zur Seite des Hauses zwischen dem Rasen und dem Spielplatz gelegen war.

Als die beiden Knaben auf der Brustwehr entlang bis zu einer Stelle gerade über dem Torbogen geklettert waren, machten sie halt; jeder von ihnen ließ mit Hilfe einer Angelschnur ein Paar Stiefel auf den Balkon hinunter. Sobald die Fußbekleidungen sicher an ihrem Bestimmungsort gelandet waren, ließen deren Eigentümer die Schnur fallen und zogen sich durch eine andere Dachluke wieder ins Haus zurück. Eine Minute verging. Dann kamen sie auf der oberen Seite des Torbogens wieder zum Vorschein, und zwar durch die Fenstertür, der er als Balkon diente. Hier zogen sie ihre Stiefel an und setzten ihre Wanderung in der Richtung der Obstgartenmauer fort. Während dieser Kletterpartie wandte sich der zweite der Knaben an den vorderen:

»Hör' mal, Cashy!«

»Halt's Maul! Willst du wohl!« entgegnete der andere mit verhaltenem Atem. »Was ist denn los?«

»Ich möchte nur Mutter Moncriefs Birnbaum noch einen Besuch abstaten. Weiter nichts.«

»In dieser Jahreszeit sind doch keine Birnen dran, du Hanswurst!«

»Das weiß ich. Dies ist das letztemal, daß wir diesen Weg zurücklegen, Cashy. Das macht doch einen riesigen Spaß, was?«

»Wenn du dein Maul nicht hältst, dann wird es nicht das letztemal sein – du wirst einfach abgefangen. So, jetzt paß auf!«

Cashel war am Mauerende angelangt; er endigte seinen Satz, indem er sich von der Mauerkrone auf den Wiesenboden herunterfallen ließ. Gully hielt den Atem einen Augenblick an, als das Geräusch, das sein Begleiter bei der Berührung des Bodens hervorgerufen hatte, an sein Ohr schlug. Dann erkundigte er sich im Flüstertone, ob alles in Ordnung sei.

»Jawohl,« entgegnete Cashel ungeduldig. »Laß dich so leise, wie du kannst, heruntergleiten.«

Gully gehorchte; er wendete eine derartige Vorsicht an, damit sein Abstieg nicht den Boden erschüttern und somit den Doktor aufwecken sollte, daß er das Aufschlagen mit den Füßen vermied. Er landete in sitzender Stellung, verblieb einige Augenblicke in dieser Lage und sah mit verblüfftem Gesicht zu Cashel auf.

»Herrje, herrje,« rief er plötzlich, »das war ein wüster Unsinn!«

»Mach, daß du hochkommst!« befahl Cashel. »So einen verrückten Esel wie dich habe ich noch nie gesehen. Steh doch endlich auf! Hast du wieder Puste?«

»Das will ich meinen. Ich wette mit dir, daß ich der erste am Kreuzweg bin. Hör mal: wir wollen die Klingel an der Vordertür ziehen und noch einmal einen fürchterlichen Lärm schlagen, ehe wir losgehen! Sie kriegen uns ja doch nicht mehr zu fassen.«

»Jawohl,« entgegnete Cashel ironisch. »Es schwante mir schon, daß ich es selbst tun würde – oder du. Vorwärts also! Eins, zwei, drei – und nu los!«

Sie begannen zusammen zu rennen und erreichten den Kreuzweg ungefähr acht Minuten später: Gully war völlig außer Atem, Cashel fast ebenso.

Ihrer Verabredung gemäß sollte Gully hier den Weg nach Norden einschlagen und nach Schottland laufen, woselbst seines Onkels Wildhüter ihn schon verbergen würde. Cashel wollte sich der See zuwenden, um auf diese Weise, falls seine Lage unhaltbar werden sollte, wenigstens Seeräuber werden und sich in diesem Beruf eine hervorragende Stellung erwerben zu können, indem er den etwas wilden Tugenden, für die dies Metier schon bekannt war, einen Zug ritterlicher Menschlichkeit beimengte.

Cashel wartete, bis Gully sich von dem Wettlauf erholt hatte; dann sagte er:

»So, alter Junge – jetzt müssen wir uns trennen.«

Da Gully sich den mit dem Ausblick auf Alleinsein verbundenen Wirklichkeiten seines Plans von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt sah, begann er daran Mißfallen zu finden. Er überlegte einen Augenblick:

»Weiß der Teufel, altes Haus – ich gehe lieber mit dir. Schottland soll sich meiner wegen hängen lassen!«

Cashel aber, der der energischere von beiden war, lag ebensoviel daran, Gully loszuwerden, wie Gully, sich an ihn zu klammern.

»Nein,« entgegnete er, »ich will sehen, wie ich mich durch die Welt bringen kann – und dazu bist du nicht gemacht. Du bist nicht kräftig genug fürs Seeleben. Ich sage dir, Mensch, diese Seeleute sind so hart wie Eisen – und sie können's doch kaum aushalten.«

»Na schön, dann kommst du eben mit mir,« drang Gully in ihn. »Meines Onkels Wildhüter ist das ganz egal. Er ist ein famoser Kerl – und wir können so viel jagen und schießen, wie wir nur wollen.«

»Dir, Gully, paßt das alles sehr gut in deinen Kram. Ich kenne aber deinen Onkel nicht. Und außerdem habe ich keine Lust, seinem Wildhüter um den Bart zu gehen. Schließlich würden wir auch Gefahr laufen, eingefangen zu werden, wenn wir zusammen über Land wanderten. Du kannst mir glauben, ich wäre nur zu froh, wenn wir beieinander bleiben könnten – es geht aber nicht. Ich bin sicher, wir würden erwischt. Adieu.«

»Warte doch noch einen Augenblick!« bat Gully. »Angenommen, sie versuchen, uns einzufangen – dann haben wir ihnen gegenüber doch zu zweien eine bessere Chance.«

»Blech!« entgegnete Cashel. »Das ist lauter kindischer Unsinn! Man wird mindestens sechs Polizisten hinter uns herschicken. Und selbst wenn ich mein Bestes leistete – ich würde höchstens mit zweien von ihnen fertig werden, wenn sie auf uns los gingen. Du könntest kaum gegen einen deinen Mann stehen. Du gehst jetzt einfach los und hältst dich von allen Eisenbahnstationen fern – dann wirst du schon unangefochten nach Schottland durchkommen. Paß auf: wir haben schon fünf Minuten verloren. Ich habe jetzt wieder Luft auf – ich mache, daß ich fortkomme. Adieu.«

Gully hielt es unter seiner Würde, Cashel seine Begleitung noch weiter aufzudrängen. »Adieu,« sagte er, indem er ihm traurig die Hand schüttelte. »Und viel Erfolg, alter Junge!«

»Viel Erfolg,« wiederholte Cashel, indem er Gullys Hand mit einem Gemisch reuevollen Bedauerns über die Trennung ergriff. »Sobald ich dir etwas mitzuteilen habe, werde ich dir schreiben. Es wird aber, wie du dir wohl denken kannst, einige Monate dauern, bis ich mit allem in Ordnung bin.«

Noch einmal gab er ihm einen herzhaften Händedruck, dann ließ er ihn los und rannte den Weg entlang, der nach dem Dorfe Panley führte.

Gully sah ihm einen Augenblick nach – und dann lief er schottlandwärts davon. – –

Das Dorf Panley ist nur ein Stück Hauptstraße mit einem altmodischen Gasthaus an dem einen, einer modernen Eisenbahnstation mit zugehöriger Brücke am anderen Ende, einem Teich und einer Pumpe in der Mitte. Cashel machte eine Weile im Schatten der Brücke halt, ehe er sich auf die breite, mondbeschienene Straße wagte. Da er niemand bemerkte, schritt er rüstig vorwärts; er war mittlerweile durch Nachdenken zu dem Schluß gelangt, daß er unmöglich bis zur Nordküste von Südamerika laufen könnte.

Nun trieb sich aber seltsamerweise außer Cashel noch jemand im Dorf umher. Dieser Jemand war Mr. Wilson, Doktor Moncriefs Mathematiklehrer, der von einem Theaterbesuch zurückkehrte. Mr. Wilson huldigte dem Glauben, daß Theater höchst verwerfliche Örtlichkeiten waren und von respektablen Leuten nur bei seltenen Anlässen und dann auch nur heimlich aufgesucht werden dürften. Die einzigen Stücke, denen er offenkundig seine zuschauerliche Gegenwart

zugestand, waren die Shakespeares; sein Lieblingsstück war ›Was Ihr wollt‹, insofern Rosalinde in Trikots eine gewisse Anziehungskraft auf ihn ausübte, die er seitens der Lady Macbeth in Röcken vermißte. An diesem Abend hatte er Rosalinde von einer berühmten Schauspielerin dargestellt gesehen, die auf einer Paraderollentournee eine benachbarte Stadt beglückte. Nach der Vorstellung war er nach Panley zurückgekehrt, um dort mit einem Bekannten zu Abend zu essen, und befand sich nunmehr auf dem Heimwege nach Moncriefs House.

Er war gerade in einer Stimmung, die ihn zum Fang eines durchgegangenen Schuljungen geneigt gemacht hätte. Seine gewohnheitsmäßige, selbstbeglückende Freude über die Tatsache, daß er für seine Schüler eigentlich viel zu klug war, ein Bewußtsein, das durch seine verhältnismäßig höheren Leistungen in der Mathematik des öfteren Nahrung fand, wurde jetzt gerade durch die Folgeerscheinung eines freigebigen Soupers und durch die durchtriebene Lustigkeit über seinen Theaterbesuch zu erhöhter Betätigung gereizt.

Er sah und erkannte Cashel, als er sich dem Dorfteich näherte. Mit sofortigem Verständnis für die Lage verbarg er sich hinter der Pumpe, wartete bis der ahnungslose Ausreißer sich ihm auf Armlänge näherte, sprang dann mit einem Satz hervor und ergriff ihn an seinem Jackenkragen.

»Nanu, junger Herr?« rief er. »Was treiben Sie hier zu dieser Stunde?«

Cashel war zu Tode erschrocken und leichenblaß; er starrte ihn an und vermochte kein Wort hervorzubringen.

»Komm nur jetzt gleich mit,« befahl Wilson in strengem Tone.

Cashel ließ sich einige zwanzig Ellen weit willenlos führen. Dann blieb er stehen und brach in Tränen aus.

»Es hat keinen Zweck, daß ich zurückgehe,« meinte er. »Ich habe noch niemals zu etwas getaugt. Ich kann nicht zurück.«

»Ach, nicht möglich?« entgegnete Wilson mit lebhaftem Sarkasmus. »Wir werden schon das Nötige dazu tun, damit du in Zukunft mehr taugst.« Und damit zwang er den Flüchtling zum Weitermarschieren.

Cashel empfand seine eigenen Tränen als eine bittere Erniedrigung und war völlig verzweifelt über ein gewisses kühles Triumphgefühl, das Wilson, da er sie bemerkte, offenkundig zur Schau trug; und so ging er denn nur wenige Schritte ohne einen erneuten Protest weiter.

»Sie brauchen mich nicht festzuhalten,« sagte er ärgerlich. »Ich kann auch ohnedem gehen.«

Der Lehrer griff fester zu und stieß seinen Gefangenen vorwärts.

»Ich laufe schon nicht weg, Herr Wilson,« bat Cashel unterwürfig mit einem neuen Tränenerguß. »Bitte, lassen Sie mich los,« fügte er mit erstickender Stimme hinzu, indem er sein Gesicht seinem Bezwiner zuzuwenden trachtete.

Wilson aber drehte ihn wieder nach vorn und schob ihn weiter.

»Lassen Sie mich los!« schrie Cashel leidenschaftlich, indem er sich freizuwenden versuchte.

»Nur ruhig Blut, Byron,« ermahnte der Lehrer, indem er ihn mit seiner breiten, starken Hand im Zaume hielt. »Lassen Sie nur hier allen Ihren Unsinn beiseite, junger Freund!«

Plötzlich glitt Cashel aus seiner Jacke, wendete sich zu Wilson um und versetzte ihm mit seiner rechten Faust einen wuchtigen Hieb. Der Schlag traf den Lehrer gerade neben der Spitze seines Kinns; Cashel war es, als ob Wilsons Augen herausquollen und dann wieder mit einem Stoß in den Kopf zurücksanken.

Einen Augenblick lang taumelte der Mathematiker vorwärts; dann fiel er mit dem Gesicht nach unten in sich zusammen.

Cashel wich zurück; er spreizte seine Finger, um das Prickeln in den Knöcheln loszuwerden; bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines Mordes bemächtigte sich seiner eine entsetzliche Angst.

Bald darauf aber regte sich Wilson und verscheuchte somit jegliche Befürchtung dieser Art. Cashels Wut quoll von neuem in ihm auf, als er die erhobene Faust gegen seinen gefällten Gegner schüttelte und ihm zurief:

»Du wirst nicht viel damit herumprahlen, daß du mich hast weinen sehen!« Dann entriß er ihm mit unnötiger Heftigkeit seine Jacke und rannte, so schnell er konnte, von dannen.

Mr. Wilson gelangte bald zur Besinnung und war wohl imstande, sich zu regen; doch fühlte er sich anfänglich zu keinerlei Bewegung geneigt. Er begann zu stöhnen, und zwar in der unbestimmten Hoffnung, daß sich ihm irgend jemand mit Anteilnahme und Hilfeleistung nähern möchte. Die verrinnende Zeit aber brachte nichts anderes als ein zunehmendes Kälte- und Schmerzgefühl. Es gelangte ihm zum Bewußtsein, daß die Polizei, falls sie ihn dort anfang, ihn für betrunken halten könnte; desgleichen die Tatsache seiner Verpflichtung, die Polizei aufzusuchen und zu alarmieren. Er erhob sich und gelangte dann nach einigem Kampf mit seinem Schwindelgefühl und seiner Übelkeit zu dem endgültigen Schluß, daß seine vornehmste Pflicht darin bestände, schleunigst sein Bett

aufzusuchen und es Doktor Moncrief zu überlassen, seinen rauhbeinigen Schüler so gut er konnte wieder einzufangen.

Um halb eins wurde Doktor Moncrief durch ein Klopfen an seiner Schlafzimmertür erweckt, allwo er beim Heraustreten seinen Mathematiklehrer zerschunden, schmutzig und offenbar berauscht vorfand. Mehrere Minuten vergingen, bevor Wilson den Gedankengang seines Vorgesetzten auf die richtige Spur zu lenken vermochte. Dann wurden die Schüler geweckt und die Namen aufgerufen. Byron und Molesworth wurden als abwesend gemeldet. Kein Mensch hatte sie fortgehen sehen; kein Mensch hatte eine Ahnung, wie sie aus dem Hause gelangt wären. Ein kleiner Knabe gestattete sich einen Hinweis auf die Dachlücke; da er aber den drohenden Ausdruck auf den Gesichtern einiger größerer Jungen bemerkte, die eine Vorliebe für Obst besaßen, so verlieh er seinem Hinweis keinen weiteren Nachdruck und ließ es ruhig über sich ergehen, als der Doktor ihn wegen seiner vorlauten Bemerkung rüffelte.

Als der Alarmruf das Dorf erreichte, war es bereits drei Uhr; und die Behörde weigerte sich stillschweigend, sich vor Tagesanbruch mit der Angelegenheit zu befassen. Der Doktor war fest davon überzeugt, daß der Knabe seine Mutter aufgesucht hatte, und hielt daher jede weitere Nachforschung für überflüssig. Er gab sich mit einigen Zeilen an Mrs. Byron zufrieden, der er den Angriff auf Mr. Wilson beschrieb und seinem Bedauern darüber Ausdruck verlieh, daß er fürderhin leider keinerlei Vorschlägen zugänglich wäre, die eine Wiederaufnahme des jungen Byron in sein Institut zum Ziele haben könnten.

Die Verfolgung richtete sich demgemäß lediglich auf Molesworth, insofern es nach Mr. Wilsons Erzählung klar zutage trat, daß er sich außerhalb des Dorfes Panley von Cashel getrennt haben mußte. Bald darauf trafen auch Nachrichten ein. Überall in der Umgegend hatten

Bauern einen Jungen, ›der es wohl sein könnte‹, gesehen. Die Nachforschungen dauerten bis fünf Uhr nachmittags und wurden dann dadurch beendet, daß Gully persönlich, reumütig und mit wundgelaufenen Füßen wieder auftauchte. Nach seiner Trennung von Cashel hatte er zwei Meilen zurückgelegt, dann den Mut verloren und den Rückweg angetreten. Auf halber Entfernung zu dem Kreuzweg konnte er sich den Selbstvorwurf der Feigheit nicht ersparen und nahm dann seine Flucht von neuem auf. Diesmal legte er sechs Meilen zwischen sich selbst und Moncrief House. Dann wich er von der Hauptstraße ab, um den Weg durch einen Marsch durch eine Anpflanzung abzuschneiden, und verirrte sich. Nachdem er in höchst niedergeschlagener Stimmung bis zum Morgen umhergewandert war, bemerkte er eine Frau bei der Feldarbeit und fragte sie nach dem kürzesten Wege nach Schottland. Sie hatte von Schottland nie gehört. Und als er sich bei ihr nach dem Wege nach Panley erkundigte, da wurde sie mißtrauisch und drohte, den Hund nach ihm zu hetzen. Dieser Zwischenfall entmutigte ihn dermaßen, daß er sich fürchtete, die übrigen fremden Leute, denen er begegnete, anzureden. Indem er sich nach dem Stand der Sonne richtete, schwankte er je nach den Fluktuationen seines Mutes zwischen Schottland und Panley. Schließlich gab er dem Hunger, der Übermüdung und dem Gefühl der Vereinsamung nach, widmete den Rest seiner Energie der Aufgabe, den Rückweg zur Schule zu finden, erreichte die große Wiese und entschloß sich zur Kapitulation vor dem Doktor, der ihn mit augenblicklicher Ausstoßung bedrohte. Über die Aussicht, den Ort, von dem er soeben davongelaufen war, nunmehr gewaltsam verlassen zu müssen, war Gully über alle Maßen betrübt; er bat den Doktor ernstlich und reumütig, es doch noch einmal mit ihm zu versuchen. Sein Gebet fand Erhörung. Nach einer langen Standrede zog der Doktor die Tatsache in Betracht, daß Gully zwar durch das Beispiel eines verwerflichen Kumpanen irregeleitet worden wäre, dann aber durch seine freiwillige Rückkehr die

Aufrichtigkeit seiner Reue bewiesen habe – daß er ferner an der Gehirnerschütterung, an der Mr. Wilson zu leiden vorgab, nicht beteiligt sei; er nahm demzufolge das Versprechen der Besserung an und gestand ihm straflose Verzeihung zu. Im Anschluß hieran versuchte Gully zum ersten Male in seinem Leben die Rolle des fleißigen und braven Schuljungen zu spielen; die Sicherheit, das Ansehen und die eigene Befriedigung, die er sich hierdurch erwarb, machten einen derartig nachhaltigen Eindruck auf ihn, daß er diese Rolle bis zum Ende seiner Schultage aufrecht erhielt. Dabei ging er keineswegs der Wertschätzung seiner Kameraden verlustig; es gelang ihm nämlich, sie kraft der Redefreiheit seiner vertraulichen Mitteilungen davon zu überzeugen, daß seine Besserung lediglich eine angenommene Heuchelei wäre, für die der gemeinsame Feind, ›der Olle‹, den unbemitleideten Gimpel hergab.

Mittlerweile hatte Mrs. Byron die Wichtigkeit der Mitteilung Doktor Moncriefs nicht vorausgesetzt und, da sie sich bei der Ankunft des Schreibens gerade in Eile befand, es, in der Absicht, es später mit Muße zu lesen, uneröffnet beiseite gelegt. Sie hätte den Brief völlig vergessen, wenn nicht zwei Tage später ein zweites Schreiben eingetroffen wäre, das um eine Empfangsbestätigung der voraufgegangenen Mitteilung bat. Sobald sie die Tragweite der Tatsache erkannte, fuhr sie augenblicklich nach Moncrief House und beschimpfte daselbst den Doktor, wie er niemals vorher in seinem Leben beschimpft worden war.

Nach Beendigung dieses Gefühlsausbruchs bat sie ihn um Entschuldigung und flehte ihn an, ihr bei der Suche nach ihrem geliebten Kinde behilflich zu sein. Auf seine Andeutung hin, für sachdienliche Auskunft und erfolgreiches Aufgreifen des Knaben eine Belohnung auszusetzen, weigerte sie sich voll Empörung, einen roten Heller für den undankbaren, mißratenen Jungen auszugeben. Sie weinte und überschüttete sich mit Selbstvorwürfen, ihn durch ihre Lieblosigkeit davongejagt zu haben; sie